

Verba volant

Onlinebeiträge des Vorarlberger Landesarchivs
www.landesarchiv.at

Nr. 11 (10.09.2008)

Leben im Mittelalter

Alois Niederstätter

Vortrag im Rahmen des Montagforums „Die Geschichte Europas“ am 27. Oktober 2003 in Dornbirn (Kulturhaus). Alle Rechte beim Autor.

Einleitung

Auf Schritt und Tritt begegnet uns das Mittelalter: Wir feiern Ereignisse, die 1000 oder 750 Jahre zurückliegen, mit besonderer Inbrunst. Ein Film wie „Braveheart“, der im schottischen Mittelalter spielt, erhielt eine ganze Reihe von Oscars. An den Erfolg, den Umberto Eco mit seinem mittelalterlichen Klosterkrimi „Im Namen der Rose“ hatte, erinnern Sie sich alle. Vielerorts finden im Sommer Mittelalterfeste mit Spielleuten, Gauklern, alter Musik und sonstigem Spektakel statt.

Das Mittelalter – oder das, was wir dafür halten – fasziniert uns: seine Vitalität, die Vielfalt an Lebensformen, die gestalterische Kraft des Zeitalters. Dass es nicht ohne den kühlen Schauer des Gruselns abgeht, ist uns durchaus recht. Man assoziiert Mittelalter natürlich auch mit Burgverliesen, mit Folter, Inquisition und Hexenprozessen. Die Rede ist dann vom „finsternen“ Mittelalter und wir setzen diesen Begriff vor allem dann ein, wenn wir Zustände der Gegenwart meinen.

Dass wir dem Mittelalter damit Unrecht tun, steht auf einem anderen Blatt. Die Anwendung der Folter als Mittel der Strafprozessordnung gewinnt erst in der Neuzeit flächendeckende Bedeutung, die Welle der Hexenprozesse schwillt erst im 16. und 17. Jahrhundert zu einem Phänomen von europaweiter Bedeutung an, und erst der „moderne“ Staat der Neuzeit bricht mit dem mittelalterlichen Grundsatz der Öffentlichkeit der Gerichtsverfahren und führt das ein, was wir als Kameraljustiz zu bezeichnen pflegen.

Freilich - kaum ein Zeitalter wird vom unmittelbar nachfolgenden positiv bewertet. So erging es auch dem Mittelalter. Die Humanisten waren seit dem 15. Jahrhundert der Meinung, sie hätten ein neues Zeitalter geschaffen. Dieses neue Zeitalter sollte die Wiedergeburt, die Renaissance der Antike sein. Jene Epoche, die zwischen der Antike und der neuen Zeit lag, nannten sie abschätzig *medium aevum* - die mittlere, zwischen dem goldenen Zeitalter der Antike und der humanistischen Gegenwart liegende Epoche. Ein so verstandenes Mittelalter muss von vornherein eine Zeit des Verfalls, „finster“ und „barbarisch“ sein. Der Begriff und seine Konnotation haben sich bis heute erhalten. In der herkömmlichen Chronologie ist damit die Zeit von etwa 500 bis etwa 1500 gemeint. Das Mittelalter dauerte somit 1000 Jahre – in denen sich so viel wandelte, so viel veränderte, dass diese herkömmliche Abgrenzung der Epochen gar nicht unproblematisch ist.

Nur gelegentlich dienen mittelalterliche Verhältnisse als positiv besetzte Leitbilder:

In Hinblick auf die europäische Integration etwa tritt das Reich Karls des Großen ins Blickfeld. Es reichte im Westen bis an die Pyrenäen, umfasste im Osten Böhmen, Mähren, Ungarn, Kroatien, Dalmatien und ging auf der Apenninenhalbinsel bis über Rom hinaus. Es war ein Reich, das christlich-orientalische, romanische, germanische, slawische und awarische Kulturtraditionen ohne Nationalitätenkonflikte im modernen Sinn des Wortes einbezog und nutzbar machte; ein Reich, das durchaus föderale Strukturen kannte. Sein ideologischer Mittelpunkt war Aachen. Von Aachen nach Maastricht und von dort nach Brüssel ist es nicht weit. Nicht umsonst wurde gerade von französischer und deutscher Seite immer wieder der Geist Karls des Großen beschworen, wenn es um das Europa der Zukunft ging.

Auch in kommunikativer Hinsicht gilt das Mittelalter manchen als vorbildlich: Als sprachlicher Kitt zwischen den Völkern diente damals das Latein, jeder einigermaßen Gebildete konnte in dieser Sprache in ganz Europa mit seinesgleichen kommunizieren. An die Stelle der lateinischen Sprache ist nunmehr die englische getreten. Die Kompatibilität im Bereich der Ausbildung und der Wissenschaften war damals freilich noch wesentlich größer als heute, da überall in Europa die höheren Lehrveranstaltung in lateinischer Sprache auf der Basis einer einheitlichen Wissenschaftsterminologie in einem geschlossenen wissenschaftlichen System gehalten wurden. Von diesem Aspekt mittelalterlicher Universalität sind wir heute freilich noch weit entfernt.

Das Mittelalter ist für uns, die wir das 19. Jahrhundert kaum mehr verstehen, in vielerlei Hinsicht eine fremde Welt, obwohl sich damals allmählich die Weichen für unsere moderne Gesellschaft stellten.

Wir denken in anderen Kategorien, verwenden andere Symbole und Chiffren, wir besitzen - zumindest in der Theorie - ein anderes Gesellschaftsmodell und haben ein anderes Verhältnis zur Religion, zu Zeit, zu Arbeit, zu Kunst.

Kurz gesagt: Das Mittelalter ging von der Ungleichheit der Menschen aus: Zwar nicht vor Gott, aber in sozialer Hinsicht. Es kannte eine hierarchische Gliederung der Gesellschaft sowie das monarchische Prinzip. Es kannte – theoretisch eine dreigliederige Gesellschaft: *bellatores*, die bewaffnet für den Schutz der Allgemeinheit sorgten; *oratores*, die betend und lehrend die ewige Seligkeit erwerben helfen sollten, und die *laboratores*, deren Hände Arbeit den Unterhalt der Gesamtgesellschaft sicherte. Die tragenden Säulen des Gemeinschaftslebens waren freilich nicht diese fiktiven Gruppen, sondern verschieden strukturierte Personenverbände, Interessensgruppen, Klientelsysteme, Clans, Cliques, Seilschaften. Viele dieser Gruppen hatten eigene, autonome Rechts- und Sicherheitssysteme. Staatlichkeit in unserem Sinn war nur in einem sehr geringen Maß vorhanden. Es galt das Prinzip der Selbsthilfe und damit – bis zu einem gewissen Grad – das Recht des Stärkeren.

Das klingt ja eigentlich bereits wieder recht modern – und darauf will ich im Folgenden hinaus. Es geht mir nicht um eine Gesamtschau mittelalterlicher Alltagskultur und Lebensformen, sondern um den Versuch, Ihnen Mittelalter auf der Grundlage unserer eigenen Gegenwart, auf der Grundlage moderner

Entwicklungen plastisch zu machen – und Ihnen zu zeigen, dass wir vom Mittelalter gar nicht so weit entfernt, ja vielleicht schon auf dem Weg in ein neues Mittelalter sind.

Am Anfang steht das Ende – der Zusammenbruch des römischen Reichs

Am Beginn des Mittelalters stand der Zerfall eines großen Systems, nämlich des römischen Reichs und damit der *Pax Romana*, jenes Friedens- und Sicherheitssystems, das den überwiegenden Teil der damals bekannten Welt abdeckte. Die Folge waren chaotische Jahrhunderte der Völkerwanderung, die Europa und die angrenzenden Mittelmeerländer ethnisch auf den Kopf stellten; ein Verfall der Technologie, eine zunehmende Verarmung des Landes, eine tief greifende Veränderung des kulturellen Lebens - mit einem Wort: die Entstehung des Mittelalters.

Als das römische Reich zu zerfallen begann, war es nicht von der christlichen Ethik unterminiert, es hatte sich selbst unterminiert, indem es sowohl die alexandrinische Hochkultur als auch die orientalischen Mithras-Kulte aufnahm, indem es mit Magie herumspielte, mit den neuen Sexualethiken, mit verschiedenen Heilsbildern und Erlösungshoffnungen. Es hatte sich neue ethnische Elemente einverleibt, es hatte unter dem Druck der Verhältnisse viele starre Klassentrennungen aufgehoben, es hatte den Unterschied zwischen Bürgern und Nichtbürgern, zwischen Patriziern und Plebejern verringert, es hat zwar die Verteilung der Reichtümer aufrechterhalten, aber die der Funktionen und sozialen Rollen durchlässiger gemacht, und es hat auch gar nicht anders gekonnt. Es hatte zahlreiche Theologien entdogmatisiert. Im selben Augenblick konnten die Herrschenden zu den klassischen Göttern beten, die Soldaten zu Mithras und die Sklaven zu Jesus. Instinktiv verfolgte man zwar den Glauben, der auf lange Sicht am gefährlichsten für das System erschien, doch in der Regel herrschte durchaus eine große repressive Toleranz, die alles an- und aufnehmen erlaubte.

Das römische Imperium erliegt am Ende seiner eigenen unregierbaren Komplexität. Es zerfällt, weil an den Grenzen die „Barbaren“ drängen, die nicht zwangsläufig unkultiviert sein müssen, aber neue Sitten und Ideologien mit sich bringen. Diese Barbaren können gewaltsam eindringen, um sich eines Reichtums zu bemächtigen, der ihnen bisher verwehrt war;

oder sie können langsam in den sozialen Körper eines Systems einsickern und dabei neue Glaubensformen und Lebensperspektiven verbreiten.

Der Ablauf des Modells ist einfach: am Ende eines großen, Sicherheit stiftenden Systems kommt es zu Krisen und Unsicherheiten, zur Suche nach neuen Lösungen, zum Zusammenstoß nachdrängender Zivilisationen und schließlich in langen, oft dramatisch-schmerzvollen Prozess zur Ausbildung neuer Strukturen.

Die ersten Jahrhunderte dieser Krise, des allmählichen Zerfalls und des allmählichen Paradigmenwechsels sind die Jahrhunderte vom Untergang des Weströmischen Reichs bis zur Stabilisierung des Fränkischen Reichs.

Feudale Strukturen –Macht und Ohnmacht

Um erklären zu können, wie Mittelalter „funktionierte“, will ich Ihnen fürs Erste ein Szenario vorführen, das Roberto Vacca in den siebziger Jahren im Zusammenhang mit der Debatte, ob wir heute schnurstracks auf ein neues Mittelalter zusteuern, entworfen hat:

Eines Tages wird es in den Vereinigten Staaten dazu kommen, dass das Zusammentreffen einer Verstopfung der Straßen mit einer Lähmung des Bahnverkehrs die Ablösungsmannschaft eines großen Flughafens daran hindert, ihren Arbeitsplatz zu erreichen. Vom Stress überwältigt, verursachen die nicht abgelösten Fluglotsen einen Zusammenstoß zweier Jumbos, die auf eine Hochspannungsleitung stürzen. Dies bewirkt den Zusammenbruch des übrigen, ohnehin schon überlasteten Leitungssystems, wie wir es gegenwärtig immer wieder erleben. Nur ist er diesmal noch gründlicher und dauert mehrere Tage. Da es schneit und die Straßen verstopft bleiben, bilden die Autos gigantische Knäuel. In den Büros entzünden die Leute offene Feuer, um sich zu wärmen, es kommt zu Bränden, die nicht gelöscht werden können, da die Feuerwehr sie nicht erreicht. Unter dem Ansturm von fünfzig Millionen Eingeschlossenen, die sich gegenseitig anzurufen versuchen, kollabieren die Telefonnetze. Es beginnen Märsche im Schnee mit Toten am Wegrand.

Von aller Versorgung abgeschnitten, versuchen die wandernden Horden, sich Unterkünfte und Lebensmittel zu beschaffen, die Zigmillionen in Amerika frei verkauften Schusswaffen treten in Aktion; die Streitkräfte übernehmen die Macht, aber auch sie erliegen der allgemeinen

Paralysierung. Supermärkte werden geplündert, die Kerzenbestände in den Häusern gehen zur Neige, die Zahl der Erfrorenen, der Verhungerten steigt, die Krankenhäuser sind hoffnungslos überfüllt und weitgehend lahm gelegt. Es brechen Seuchen aus.

Das politische System, in die Krise getreten, zerfällt in eine Vielzahl autonomer und von der Zentralmacht unabhängiger Subsysteme mit Söldnermilizen und Selbstjustiz. Während die Krise sich ausbreitet, sind es die Bewohner der unterentwickelten Zonen, die leichter mit ihr zu Rande kommen, da sie schon vorher gelernt hatten, sich unter schwierigen Lebens- und Konkurrenzbedingungen durchzuschlagen. Es kommt zu großräumigen Migrationen, Importen und Ausbreitung neuer Ideologien.

Nachdem die Kraft der Gesetze erloschen ist und die Kataster zerstört sind, stützt sich das Eigentum nur noch auf das Recht der Usurpation, das heißt des Besitzererbs durch Ersitzung; zugleich reduziert der rasche Verfall die Städte auf eine Serie von Ruinen im Wechsel mit Häusern, die noch bewohnbar sind und jeweils von denen bewohnt werden, die sich ihrer bemächtigen, während lokale Autoritäten noch eine gewisse Macht behalten können, indem sie abgeschirmte Bezirke und kleine Festungen bilden.

An diesem Punkt ist man schon tief in mittelalterlichen, in feudalen Strukturen: Die Bündnisse zwischen lokalen Mächten beruhen auf Kompromissen und nicht auf dem Recht, die individuellen Beziehungen gründen auf Aggressionen, auf Freundschaftsbündnissen oder Interessengemeinschaften. Nur wer in eine Gemeinschaft – die Sippe, den Clan, den Orden, die Zunft – eingebunden ist, gehört zur Gesellschaft, hat eine Chance. Wer auf sich alleine gestellt ist, hat schlechte Karten.

Die Fragilität der mittelalterlichen Verhältnisse bedrohte keineswegs nur die Kleinen, die Schwachen, sondern gerade auch die Großen, die vermeintlich Mächtigen: Otakar von Böhmen wurde bald nach der Mitte des 13. Jahrhunderts Herzog von Österreich, nachdem ihn eine einflussreiche adelige Spitzengruppe nach längeren Verhandlungen eingeladen hatte, die Landesherrschaft zu übernehmen, und er diese Einladung angenommen hatte: „Der Adel macht den neuen Landesherrn.“ Er „machte“ nicht nur den Landesherrn, er ließ ihn auch wieder fallen. Zerbrach der Konsens zwischen dem Fürsten und dem „Land“, musste der Landesherr mit heftigem Widerstand rechnen, der - unter besonderen Gegebenheiten - ein die Herrschaft gefährdendes Ausmaß erreichen konnte. Als die Landherren

Otakars überdrüssig waren, weil er ihren Spielraum einseitig beschränkt hatte, traten sie mit Rudolf von Habsburg, dem neugewählten römischen König, in Kontakt, um einen Herrschaftswechsel in die Wege zu leiten. Er gelang Rudolf, wie Sie alle wissen, mit viel Glück in der Schlacht auf dem Marchfeld.

Der Landesherr des Mittelalters herrschte keineswegs „souverän“ im Sinn absolutistischer Theoretiker, er stand weder über dem Recht noch konnte er auf die Mitwirkung, auf den Konsens zumindest eines Teils seiner Untertanen verzichten. Legitime Herrschaft beruhte auf elementarer Gegenseitigkeit: Sie verpflichtete den Herrn zu „Schutz und Schirm“ - zu militärischem Schutz vor äußeren Feinden, zum Schutz des inneren Friedens durch Gerichtsbarkeit, durch die Exekution der Urteile, durch die Weiterentwicklung des Rechtssystems, zum Schutz durch Fürsorge, durch den Unterhalt von Gemeinschaftseinrichtungen. Konnte oder wollte die Herrschaft „Schutz und Schirm“ nicht gewährleisten, verlor sie ihre Legitimation. Handelte der Herr ungerecht, stellte er sich aus dem Rahmen der Rechtsordnung, war Widerstand statthaft. Demgegenüber schuldete die Gemeinschaft ihrem Herrn „Rat und Hilfe“. Es galt, den Herrn beim Erfüllen seiner Aufgaben zu unterstützen, bei Gericht und anderen Gemeinschaftsangelegenheiten kommunikativ mitzuwirken, in einem bestimmten Rahmen wehrpflichtig zu sein, unter bestimmten Voraussetzungen außerordentliche Steuern und Leistungen zu erbringen, Leistungen, die über das durch Lehensrecht und andere Bindungen Geschuldete hinausgingen. Die Pflicht zu „Rat und Hilfe“ implizierte somit aber auch ein Recht zur Mitbestimmung, zur Mitsprache in den Angelegenheiten der Gemeinschaft sowie zur Genehmigung außerordentlicher Leistungen.

Selbst der König, der Kaiser – das Oberhaupt jenes Gebildes, das als Heiliges Römisches Reich, weit über das Mittelalter hinaus bis ins frühe 19. Jahrhundert existierte, war nur so mächtig, wie es seine persönlichen Ressourcen und die nur selten in größerem Umfang vorhandene Unterstützung durch den Adel zuließen. Er besaß keinen Verwaltungsapparat, kein stehendes Heer, keine Exekutive, nicht einmal eine Hauptstadt.

Kaiser Karl III., den die Geschichtsschreibung „den Dicken“ nannte, verlor im Jahr 887 die Herrschaft über das Karolingerreich, als der Adel sich von

ihm abwandte und zu Arnulf von Kärnten überging. Wer von seinen Getreuen verlassen wurde, verlor Macht und Herrschaft, war gestürzt.

Als Kaiser Maximilian im Jahr 1518 den Reichstag in Augsburg besuchte, war er müde, krank und über seine Jahre gealtert. Schon auf dem Weg dorthin hatte der Habsburger eine ringförmige Sonnenfinsternis gesehen, die der Wiener Astrologe Georg Tannstetter schon von Jahren vorausgesagt und als schlechtes Vorzeichen für den Kaiser gedeutet hatte. Als er Augsburg verließ, begleiteten ihn Todesahnungen. Seit Jahren führte der Kaiser auf den Reisen seinen Sarg mit, den er scherzhaft seine Schatztruhe nannte. Zunächst begab sich Maximilian nach Tirol, um sich in den Bergen mit Wasser, Luft und Bewegung noch einmal zu kurieren. In Innsbruck verweigerten die Wirte seinem Tross wegen alter Schulden Stallungen und Quartier und ließen den Hofzug auf der Straße stehen. Dem todkranken Kaiser, der ranghöchsten weltlichen Macht, blieb angesichts der Widerspenstigkeit der Innsbrucker Wirte nichts anderes übrig, als nach Wels weiterzuziehen, um dort wenige Wochen später sein Leben zu beschließen.

Bedrohung der Existenz

Vor einiger Zeit warnte die Weltgesundheitsorganisation vor einem drohenden Desaster in den Großstädten. Der durch Überbevölkerung bedingte Wassermangel und der drohende Zusammenbruch der hygienischen Versorgung werde zur massiven Ausbreitung ansteckender Krankheiten führen, insbesondere Choleraepidemien seien die unausweichliche Folge. Wir kennen solche Entwicklungen zur Genüge aus dem europäischen Mittelalter und kommen damit zu einem weiteren Strukturelement: der alltäglichen Gefährdung der physischen Existenz.

Im Jahr 1348 erlebte der Marienberger Benediktinernovize Goswin das Auftreten einer schrecklichen Seuche im Vinschgau: Die Erkrankten litten an Geschwüren und blutigem Erbrechen, sie lagen drei Tage in einem schlafähnlichen Zustand und starben dann. Kaum einer sei von der Krankheit genesen. Auch andere Quellen berichten, die von der Seuche Befallenen würden innerhalb von drei Tagen - gleichsam schlafend und unter großem Gestank - hinweggerafft, kritisch sei der dritte Tag, wer ihn überlebt, könne gesund werden. Symptome seien Blasen auf der Haut und Geschwüre auf den ausgetrockneten Geschlechtsteilen. Die österreichischen Quellen beschreiben vornehmlich die Symptome der von Ratte und

Rattenfloh, aber auch vom Menschenfloh von Mensch zu Mensch übertragenen Beulenpest, bei der die Lymphknoten der Achselhöhlen und Leisten zu eiternden Beulen anwuchsen. Es dürfte aber auch die Lungenpest aufgetreten sein, mit der sich der Gesunde beim Kranken durch Tröpfcheninfektion ohne Zwischenträger ansteckte. Während bei der Beulenpest zwischen 30 und 60 Prozent der Erkrankten starben, verlief die Lungenpest fast immer letal.

Tartaren, die die Stadt Caffa auf der Krim belagerten, hatten die Pest aus Mittelasien mitgebracht. Aus Caffa entkommene Genuesen schleppten sie in Italien ein, von wo aus sich die Seuche auf dem Land- wie auf dem Seeweg über fast ganz Europa bis zum Ural, an den Atlantik, bis nach Norwegen und Schottland verbreitete. Besonders betroffen waren die Verkehrs- und Transitregionen.

Die Zahl der Opfer war groß, für die Zeitgenossen kaum zu schildern: Nach Goswin von Marienberg hätte im Vinschgau nur ein Sechstel der Bevölkerung überlebt, in Wien seien an manchen Tagen 480 bis 720 Personen, einmal sogar 960 Menschen gestorben; in einem von sechs Massengräbern auf dem Friedhof von St. Koloman vor der Stadt lägen 40.000 Pesttote. Diese Zahlen sind Ausdruck mittelalterlicher Weltsicht, nicht aber realistische Schätzungen. In Wien lebten auch noch im 15. Jahrhundert kaum mehr als 20.000 Menschen; Goswin dürfte bei der Berechnung der Bevölkerungsverluste sein Kloster vor Augen gehabt haben, in dem außer ihm nur noch zwei Mönche und ein Laienbruder überlebten.

Die Forschung geht heute davon aus, dass im Durchschnitt etwa ein Drittel der Bevölkerung der Pest von 1348/49 zum Opfer fiel, wobei beträchtliche regionale Unterschiede auftraten. Das Ausmaß des Großen Sterbens wird durch den Vergleich mit dem Bevölkerungsverlust deutlich, den Westeuropa durch den Zweiten Weltkrieg erlitt: Er betrug 5 Prozent der Gesamtbevölkerung.

Besonders hohe Verluste traten bei Berufsgruppen auf, die mit der Krankenpflege befasst waren, sowie bei Personen, die auf engem Raum in Gemeinschaft lebten, so etwa in Klöstern. Auch Kinder und Jugendliche sowie die ärmere Bevölkerung, letztere aufgrund höherer Wohndichte und schlechterer hygienischer Verhältnissen, waren stärker bedroht. Dass die Pest durch Ansteckung übertragen wurde und somit alle sozialen Schichten

bedrohte, erkannte man bald. Wer die Möglichkeit hatte, vor allem die Reicheren, floh daher aus den größeren Agglomerationen.

Weitere Epidemien, die von den Zeitgenossen als Pest angesehen wurden, traten im Abstand von wenigen Jahren auf.

Die Medizin stand der Pest vorerst völlig hilflos gegenüber, nicht wenige Ärzte suchten, der Standesehre zum Trotz, sich selbst durch Flucht in Sicherheit zu bringen. Schon der griechisch-römische Arzt Galen hatte geraten: *Cito longe fugas et tarde redeas* - „Fliehe schnell weit weg und kehre spät wieder zurück.“ Als Ursache für die Pest galt der Wissenschaft auf der Basis der antiken Miasma-Lehre der „Pesthauch“, eine die Krankheit erregende Verschmutzung der Luft, ausgelöst etwa durch faulige Dämpfe, vergiftete Wolken oder eine missliche Konstellation der Sterne. Als Vorläufer der Quarantäne sind Aussperrungserlässe in Italien schon 1348 nachgewiesen. Als Pestprophylaxe wurden eine enthaltsame Lebensweise, verschiedene Duftstoffe, Salben, Pillen oder Talismane empfohlen.

In Verbindung mit den medizinischen Erklärungsversuchen interpretierte man die Pest als Strafe Gottes für die sündige Menschheit. Die geistlichen und weltlichen Obrigkeiten versuchten daher, das Volk zu einem gottgefälligeren Leben zu zwingen. Verboten wurden unter anderem Fluchen und Schwören, Glücksspiele, Sonntagsarbeit und sittliche Verfehlungen. Bußfertige Menschen wollten mit Selbstpeinigungen Gottes Verzeihung erwirken und damit auch der Pest ein Ende setzen. Bekannt sind insbesondere die Prozessionen der Flagellanten (*flagellatores*), die mit Fahnen und Gesang über Land zogen. Im Zusammenhang mit der Pest kam es auch zu massiven Judenverfolgungen. Ein „allgemeines Gerücht“, das sich wie ein Lauffeuer verbreitete, warf den Juden vor, sie hätten die Seuche durch Brunnen- und Quellvergiftung ausgelöst, um die Christenheit auszurotten.

Es bedurfte aber nicht verheerender Seuchenzüge, um das Menschenleben zu bedrohen. Allein die Tatsache, dass die Getreideernte in der Regel nur das Dreifache des verwendeten Saatgutes betrug, zeigt, wie nahe der mittelalterliche Mensch an der persönlichen oder kollektiven Katastrophe lebte.

Reale Ängsten vermengten sich mit metaphysischen: Im August 1338 suchten riesige Heuschreckenschwärme weite Teile Mitteleuropas heim. Sie verdunkelten den Himmel, verbreiteten schrecklichen Gestank und fraßen

ganze Landstriche kahl. Das unerwartete Naturereignis richtete großen materiellen Schaden an und verunsicherte die Menschen zutiefst, verband doch die Bibel das Auftreten von Heuschrecken mit der Apokalypse, dem Nahen des Jüngsten Tags: „Und er öffnete den Schlund des Abgrundes; und ein Rauch stieg auf aus dem Schlund wie der Rauch eines großen Ofens, und die Sonne und die Luft wurden von dem Rauch des Schlundes verfinstert. Und aus dem Rauch kamen Heuschrecken hervor auf die Erde, und es wurde ihnen Macht gegeben, wie die Skorpione der Erde Macht haben.“ Dass die Assoziation zwischen dem Auftreten der Heuschrecken und dem Nahen des Weltuntergangs allgegenwärtig war, bestätigt die Autobiographie Kaiser Karls IV. Er sei damals, als die Heuschrecken wie ein dichtes Schneetreiben die Sonne verfinsterten, mit den Worten geweckt worden: „Herr, steht auf, der jüngste Tag bricht an, denn die ganze Welt ist voller Heuschrecken.“ Erst mit den Schneefällen im Oktober verschwanden die Insekten, kamen aber 1339, 1340 und 1341 wieder. Der Einsatz geistlicher Mittel – wie der Kirchenbann, mit dem sie der Pfarrer von Kaltern belegte – fruchtete wenig.

Es ist angeklungen, dass Mittelalter und Unsicherheit zwei untrennbar miteinander verbundene Begriffe sind. Im 10. Jahrhundert, kurz vor der Jahrtausendwende, fürchteten die Menschen, die Welt werde untergehen. Auch uns, die wir die Schwelle zu einem neuen Jahrtausend schon überschritten haben, plagen Endzeitängste. Wie fürchten vor allem die ökologische und die nukleare Katastrophe. Es muss ja nicht gleich der vollständige Weltuntergang sein, Klimakollaps, Ozonloch, defekte Kernkraftwerke, Nord-Südkonflikt usw. genügen ja vollauf. Ein Gefühl der Unsicherheit im globalen Sinn verbindet uns mit unseren Vorfahren im 10. Jahrhundert, von denen uns etwa 30 Generationen - nicht mehr und nicht weniger - trennen.

Segmentierung der Gesellschaft

Heute zeigen die Strukturprobleme, die zu unseren gegenwärtigen und wohl auch künftigen Budgetnöten führen, eine Krise der zentralen Staatlichkeit moderner Prägung, die nach allgemeiner Einschätzung nur durch einen Rückbau des Staates zu meistern sein oder anderenfalls einfach zum Zerfall von Staatlichkeit führen wird.

Wir werden damit täglich konfrontiert. In den Bahnhöfen sorgen nicht mehr die Exekutivorgane des Staates bzw. der Gemeinde, Gendarmerie oder

Stadtpolizei, für Ruhe und Ordnung, sondern private Wachdienste, also Söldnertruppen. Das Gleiche gilt vielerorts für Rundfunkanstalten, Banken oder Fabriken, in Österreich sogar für die Gerichte. Der gewöhnliche Polizist mag noch dienlich sein oder nicht, er bekräftigt nicht mehr als die symbolische Präsenz der Zentralmacht, für den Normalfall aber genügen die inneren Söldnertruppen.

Im Mittelalter war es selbstverständlich, dass jeder Verband für seine Sicherheit weitgehend selbst zu sorgen hatte, denn es gab keinen Staat, dem der Einzelne ein Gewaltmonopol hätte einräumen können. Lokale Friedenssysteme, lokale Sicherheitssysteme, die vielfach erst durch untereinander geschlossene Bündnisse tatsächlich wirksam werden konnten, bestimmten das Alltagsleben – auch wenn es ihnen sehr oft nicht gelang, Konflikte und deren gewaltsamen Austrag zu verhindern.

Unsicherheit ist ein Phänomen, das in Relation mit der Beziehung des Menschen zur Umgebung und des Einzelnen zur Gesellschaft steht. Wer im Mittelalter nachts durch die Wälder ging, sah sie von Räubern und von bösen Geistern bewohnt, man wagte sich nicht so leicht vor die Tore der Stadt. Man ging bewaffnet - eine Situation an die der New Yorker von heute gleichfalls gewöhnt ist, der nach Einbruch der Dämmerung keinen Fuß mehr in den Central Park setzt, der aufpasst, dass er nicht aus Versehen eine Subway nach Harlem besteigt und nach Mitternacht nicht mehr allein in der Subway fährt und, wenn er eine Frau ist, auch vorher nicht.

Wir gewöhnen uns allmählich daran, dass bestimmte Bereiche des an sich öffentlichen Raumes nicht oder nur mehr teilweise unter der Kontrolle der Staatsmacht stehen. In England etwa gibt es in verschiedenen größeren Städten Viertel, die fast ausschließlich von Zuwanderer aus bestimmten Gegenden bewohnt werden, etwa von Indern oder Pakistani. Diese Viertel entwickeln - natürlich vom Standpunkt des Rechtsstaates aus illegal - einige Verwaltungsstrukturen, eigene Sicherheitssysteme und sogar eine Art eigener Gerichtsbarkeit. Sie entziehen sich somit weitgehend dem Zugriff der Staatlichkeit und ihrer Organe, bilden Mikrogesellschaften, autonome Personenverbände im mittelalterlichen Sinn.

Diese Entwicklung entspricht dem mittelalterlichen Rechtsdenken, demzufolge nicht das Recht der jeweils übergeordneten Einheit den Vorrang besaß, sondern das partikulare: Dorfrecht brach Landrecht, Landrecht das Gemeine Recht.

Aber auch Gruppen der herkömmlichen Gesellschaft spalten sich ab, bauen autonome Bezirke auf, wie die Villenviertel vor den Städten im Grünen, in vielen Ländern ebenfalls schon mit eigener Infrastruktur, eigenem Wachpersonal. Einen Höhepunkt hat diese Zerstückelung der sozialen Körpers in jenen Ländern erreicht, wo die Pförtner der großen Appartementhäuser bewaffnet sind.

Die Segmentierung der Gesellschaft in eine Vielzahl verschiedener Personenverbände ist nun aber gerade ein Kennzeichen mittelalterlicher Verhältnisse. Wir brauchen dazu nicht die Türme rivalisierender Geschlechter in den Städten – San Gimignano oder Regensburg als bekannte Beispiele – heranzuziehen. Die Stadt Wien besteht im 14./15. Jahrhundert – um bei einem kommunalen Beispiel zu bleiben – aus mehreren, voneinander weitgehend unabhängigen und vor allem keiner gemeinsamen Jurisdiktion unterworfenen Gemeinden: Zum Ersten aus der bürgerlichen Gemeinde, zum Zweiten aus dem landesfürstlichen Hofstaat, zum Dritten aus der Gemeinschaft der Universitätsangehörigen und zum Vierten aus der Judengemeinde, alle drei voneinander autonom, mit eigener Verwaltung und eigener Gerichtsbarkeit. Die Studenten und Professoren, aber auch der Pedell und der Fechtlehrer der Wiener Universität unterstanden einzig und allein der Jurisdiktion des Rektors. Die städtischen Büttel hatten ihnen gegenüber keinerlei Befugnisse. Selbst einen landesfürstlichen Stallburschen konnte das Stadtgericht nicht aburteilen. Aber auch die Stadt selbst war eine Insel, vom Umland sichtbar geschieden durch die Stadtmauern, unsichtbar durch eine eigene, vom Landrecht vielfach abweichende Rechtsordnung.

Genauso wenig homogen waren die einzelnen Gruppen: „Bürger“ zu sein, bedeutete insbesondere in den größeren Städten, der kommunalen Oberschicht anzugehören und damit am politischen Leben der Stadt aktiv und passiv teilhaben zu können. Vollberechtigte Gemeindezugehörigkeit war in zahlreichen Städten ursprünglich an den Hausbesitz oder an einen bestimmten Beruf gebunden: In Linz etwa besaßen nur die Kaufleute das volle Bürgerrecht. Anderenorts zählten neben den Kaufleuten auch die Wirte und Bräuer zu den Vollbürgern, während die Handwerker in diesen Städten als „Inwohner“ mit eingeschränkten Rechten lebten. Wer weder Bürger noch Inwohner war, stand als Fremder außerhalb der kommunalen Rechtsordnung, auch wenn er sich dauernd in der Stadt aufhielt. Das traf in erster Linie für Angehörige der Unterschichten – Dienstboten, Lohnarbeiter usw. – sowie gesellschaftlicher Randgruppen zu.

Dieser Aufsplitterung der städtischen Gesellschaft entsprach ein hohes Maß an ökonomischer Reglementierung. Handwerker durfte nur sein, wer der entsprechenden Zunft angehört. Nagelschmiede durften nur Nägel produzieren und zu einem von der Zunft festgesetzten Preis verkaufen. Die Zahl der Gesellen und Lehrlinge war reglementiert, ebenso wie die Modalitäten von Ein- und Verkauf. Alle Zunftgenossen sollten – zumindest theoretisch – die gleichen Chancen, das gleiche Auskommen haben.

Viele der Personenverbände, die das Alltagsleben der Menschen im Mittelalter bestimmen, waren genossenschaftlichen organisiert, die Teilhabe an der Gemeinschaft lud Pflichten auf, sie bot aber auch Rechte.

Auch das Dorf fungierte primär als Wirtschaftsgemeinschaft, als genossenschaftliche genutzte ökonomische Basis: Im Rahmen der traditionellen Dreifelderwirtschaft teilte man die um das Dorf liegende Feldflur in drei Teile, in drei annähernd gleich große Felder oder *Esche*. Im regelmäßigen Wechsel bebauten die Dorfgenosse ein Esch mit Wintergetreide das zweite mit Sommergetreide, während das dritte Drittel als Brachfeld liegen blieb. Die Bauern hatten in allen drei Feldern Grundstücksstreifen zu Eigen oder zu Lehen. Sie waren in ihrer wirtschaftlichen Entscheidungsfreiheit erheblich beschränkt, indem sie diesem immer währenden Rhythmus der Dreifelderwirtschaft unterworfen blieben: Es musste am vorbestimmten Feld die vorbestimmte Getreidesorte zur vorbestimmten Zeit angesät bzw. geerntet werden. Vielfach war der Zugang zu den einzelnen Äckern nur über die der Nachbarn möglich, weil es an Wegen fehlte. Daher musste sogar die genaue Abfolge der landwirtschaftlichen Arbeiten unter den Nachbarn vorbestimmt werden.

Waren die Esche eingesät, wurden sie mit Zäunen eingeeht, um dem Vieh den Zutritt zu verwehren. Lagen sie brach, standen sie der Beweidung offen. Das Brachesch und die abgeernteten Felder waren dann allgemeine Viehweide, auf die das Vieh des ganzen Dorfes vom Gemeindegirten aufgetrieben wurde.

Was an Grund und Boden nicht unmittelbar zu den Häusern oder zu den Feldfluren gehörte, war wie die Wälder Allmende, Gemeindeland. Der freien, uneingeschränkten Nutzung durch die Grundbesitzer standen nur die Hausbünthen zur Verfügung. Auf ihnen zog man Gemüse sowie Hülsenfrüchte, vor allem Bohnen und Erbsen, und hielt Geflügel.

Freilich gab während des tausendjährigen Mittelalters gerade auch im Bereich der Agrarwirtschaft und der ländlichen Gesellschaft einen tief greifenden Wandel. Bis ins hohe Mittelalter bildeten große, mit Hilfe zahlreicher abhängiger Knechte bewirtschaftete Herrenhöfe das Rückgrat der agrarischen Produktion. Bis zum Ende des 13. Jahrhunderts verschwand die Fronhofverfassung allmählich. Das Herrenland war aufgeteilt und zur Bewirtschaftung ausgegeben. Die Bauern konnten dadurch an Selbständigkeit gewinnen, ihre Bindungen an die Grundherren lockerten sich. Die Herrschaft war nun nicht mehr an den persönlich geleisteten Diensten der Hintersassen interessiert, sondern an den Zinsen und Abgaben. Die Stabilisierung der ländlichen Lebensverhältnisse bewirkte, dass die Wohnstätte des Bauern in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zum „Haus“ im Rechtssinn und der Bauer zum Hausherrn wurde, dem die anderen Bewohner des Hauses, Familienangehörige und Gesinde, disziplinarrechtlich unterworfen waren. Die Entwicklung des Bauern als Typus, als sozialer Kategorie, die im 10. Jahrhundert eingesetzt hatte, kam im 14. Jahrhundert zum Abschluss. „Eigenes Feuer und eigener Rauch“ bildete aber auch die Grundlage, um vollberechtigt an der dörflichen Gemeinschaft mitwirken und öffentlich-rechtliche Funktionen übernehmen zu können. Damit war ein entscheidender Schritt zur Gemeindebildung vollzogen.

Dennoch gab es keinen einheitlichen Bauernstand: Einer schmalen Oberschicht, die Großhöfe bewirtschaftete, standen die Inhaber mittlerer, kleiner und kleinster Bauernstellen sowie jene Dorfbewohner gegenüber, die nur eine Behausung, aber keine landwirtschaftlich nutzbaren Grundstücke besaßen. Letztere bestritten ihren Lebensunterhalt als Tagelöhner oder Handwerker.

Angesichts der Segmentierung der Gesellschaft in zahlreiche verschiedene Personenverbände kannte das Mittelalter kaum gruppen- und ständeübergreifende Solidarität, insbesondere keine institutionalisierte. Personenverbände ersetzten den Staat und seine Organisationen auch im sozialen Bereich. Was es an Absicherung, an sozialem Netz gab, mussten jene Gruppen leisten, denen die Menschen angehörten: Die Gesellengilden und die Handwerkerzünfte hoben Beiträge für kranke oder verunglückte Mitglieder ein, ebenso die Bruderschaften der Bergleute. Die Städte sorgten nur für ihre Bürger, nicht aber für deren Mägde und Knechte. Auch die mittelalterlichen Grundherrschaften hatten eine Schutz- und Versor-

gungspflicht nur gegenüber ihren Untertanen. Außerhalb dieser Kreise war man oft wie unter Wölfen.

Selbst die Familie bot wenig Rückhalt. Unsere romantische Vorstellung von der Großfamilie, in der mehrere Generationen idyllisch zusammenlebten und sich gegenseitig unterstützen, ist eine Fiktion. Der mittelalterliche Haushalt bestand meist nur aus der Kernfamilie, Vater, Mutter und im Durchschnitt zwei bis drei lebende Kinder, die man mit zehn oder zwölf Jahren außer Haus schickte. Die Alten waren aufgrund der geringen Lebenserwartung bereits tot, unter kärglichen Bedingungen im Ausgedinge, auf der Straße oder, wo es so etwas gab, im Hospital, das nicht Krankenanstalt, sondern Versorgungsheim war.

Genossenschaftliche Strukturen, wie sie im Mittelalter weite Bereiche des Alltagsleben bestimmen, ermöglichen ihren Teilhabern in aller Regel ein bestimmtes Maß an Mitsprache. So wurde denn auch im Mittelalter so oft und so viel gewählt wie in kaum einem anderen Zeitalter: Vom römisch-deutsch König bis zum Dorfhirten, vom Papst bis zum Dorfpfarrer, sofern die Gemeinde die Pfründe gestiftet hatte.

Dennoch: Es war keine demokratisch verfasste Gesellschaft, an deren Agenden alle Anteil hatten. Mitbestimmen konnte nur das vollberechtigte Mitglied eines genossenschaftlichen Verbandes in den Angelegenheiten dieses Verbandes.

Wenn sich heute der Staates aus manchen Bereichen, die er lange Zeit als sein Monopol angesehen hatte – wie etwa dem Bildungssystem – zurückzieht, so nähern wir uns wiederum mittelalterlichen Verhältnissen an. Im Gefolge dieser modernen Entwicklung erleben die in den siebziger und achtziger Jahren totgesagten Privatschulen, besonders die der geistlichen Einrichtungen, einen ungeahnten Boom. Im Mittelalter erwarb man höhere Bildung ja auch vorzugsweise an den Klosterschulen sowie später an den Lateinschulen der Städte, die teils als private Einrichtungen, teils unter kommunaler Trägerschaft betrieben wurden.

Gerade im Spätmittelalter wurde Bildung – was gerne übersehen wird – zu einem allgemein geschätzten Gut. Die Ausbreitung der Schriftlichkeit war unmittelbar mit einer Dezentralisierung des Schulwesens verbunden. Die herkömmlichen Bildungsstätten der Klöster und der Kathedalkirchen, die nicht nur der Ausbildung des eigenen Nachwuchses dienten, sondern auch

Außenstehenden in einer getrennten *schola externa* zugänglich waren, genügten den neuen Ansprüchen schon quantitativ nicht.

Für Mädchen hingegen blieben die Schulen der Nonnenklöster bis ins ausgehende Mittelalter die einzige Bildungseinrichtung außerhalb des Elternhauses. Sie unterhielten oft auch „äußere“ Schulen, an denen Mädchen wohlhabender Eltern Lesen und Schreiben, die Psalmen und andere religiöse Texte sowie Handarbeiten lernten. Ob jene beiden Schulmeisterinnen, die 1356 in Hall in Tirol und 1384 in Vöcklabruck urkundlich genannt sind, schon eigenen Mädchenklassen, wie es sie später gab, vorstanden, ist aus den Quellen nicht zu ersehen.

Für eine erste Ausbildung der männlichen Jugend sorgten neben den Dom- und Klosterschulen die Pfarrschulen. An ihnen unterrichteten der Pfarrer, ein Hilfsgeistlicher, der Mesner oder bereits ein eigens bestellter Schulmeister in deutscher und/oder lateinischer Sprache jene Kinder, deren Eltern Interesse daran hatten – und dafür Schulgeld bezahlten.

Pfarrschulen bzw. Schulmeister sind sogar in kleineren Orten verhältnismäßig früh urkundlich nachgewiesen. Zum spätmittelalterlichen Bildungsboom gehört es auch, wenn sich innerhalb weniger Jahrzehnte allein aus Feldkirch und seiner Umgebung 160 Studenten an den Universitäten Europas – von Paris bis Krakau, von Wittenberg bis Bologna – nachweisen lassen.

Entstaatlichung – meine Damen und Herren – bedeutet, auch wenn sie durchaus sinnvoll sein mag, einen Schritt hin zu mittelalterlichen Verhältnissen, sie bedeutet aber auch eine Veränderung von Macht- und Einflusstrukturen. Macht verlagert sich solcherart stärker in eine von allgemeinen Aufgaben und vor allem von Verantwortlichkeiten freien Zone. Es entstehen – wie im Mittelalter – eigene Kommunikationssysteme, eigene Bildungseinrichtungen, eigene feudale Abhängigkeitsstrukturen, Klientelsysteme nach unten hin, möglichst unter Abkopplung von den staatlichen Normen. Die vom Staat hinterlassenen Machtvakuen werden erfahrungsgemäß nicht von demokratisch strukturierten, einer allgemeinen Verantwortlichkeit unterliegenden Organisationen ausgefüllt, sondern von finanziell und/oder kommunikativ potenten Lobbys mit meist sehr konkreten Interessen, die vielfach nicht die der Allgemeinheit sind. Im Extremfall, unter besonderen historischen Bedingungen, ermöglichen solche Machtvakuen Verhältnisse, wie sie der Zerfall Jugoslawiens hervorbrachte.

Hier ging ein Teil der Macht - ganz nach dem System des Mittelalters - an rivalisierende, militärisch-hierarchisch aufgebaute Personenverbänden und ihre Anführern, an *warlords* mit ihren Privatmilizen.

Ein weiteres Faktum kennen wir aus der Gegenwart wie aus der Vergangenheit: Unsicherheit schließt Mobilität nicht aus, ganz im Gegenteil. Der Mensch des Mittelalters war trotz der schwierigen Wegverhältnisse und der allgemeinen Unsicherheit überraschend mobil, noch dazu in einer Form, die der modernen Reisetätigkeit ziemlich ähnlich war. Der Reisende der Gegenwart kennt die Balearen, die Kanaren, New York, Paris und Sizilien, aber kommt kaum jemals ins Engadin, an den Überlingersee oder nach Freiburg im Breisgau. Auch im Mittelalter war die Chance, eine Wallfahrt nach Rom, nach Aachen, nach Santiago di Compostela oder gar nach Jerusalem zu unternehmen, wesentlich größer, als nach St. Gallen oder Zürich zu kommen.

Wallfahrt - Damit ist das Stichwort Religion gefallen, das weitere frappierende Parallelen aufzeigt. Es gibt nur zwei Epochen in der Geschichte des Christentums, die in unseren Breiten von einer massiven Kritik an der Amtskirche gekennzeichnet sind, nämlich das ausgehende Mittelalter und unsere eigene Gegenwart. In beiden Zeitabschnitten entfernten sich die religiösen und seelsorgerischen Bedürfnisse großer Teile der Bevölkerung von dem, was die Institution an Dienstleistungen anzubieten hatte. Damals wie heute zeigt sich, dass Frömmigkeit, dass Glauben auch ohne Amtskirche eine Blüte erleben kann.

Einer der zentralen Kritikpunkte am mittelalterlichen Kirchensystem betraf die Besetzung der geistlichen Stellen, insbesondere im Seelsorgebereich. Die Bevölkerung verlangte ein Mitbestimmungsrecht, vielerorts auch die Wahl der geistlichen Amtsträger durch das Volk.

Angesichts der realen Verhältnisse - ein beträchtlicher Teil der Priester des Spätmittelalters lebte im Konkubinat - diskutierte man unter anderem am Konstanzer Konzil lebhaft über die Frage, ob man den Zölibat nicht einfach aufheben sollte. Vornehmlich aus finanziellen Erwägungen entschied man sich schließlich für die Beibehaltung.

Auch die theologischen Kontroversen haben sich kaum verändert. Im 15. Jahrhundert waren Franziskaner und Dominikaner insbesondere wegen der Frage der Unbefleckten Empfängnis Mariens tief verfeindet. Während die Dominikaner diese noch nicht als Dogma bestätigte Lehre ablehnten, wurde

sie von den Franziskanern, die die von schwärmerischer Marienverehrung geprägte öffentliche Meinung auf ihrer Seite wussten, besonders propagiert.

Sekten, von der katholischen Glaubensnorm abweichende Lehren waren an der Tagesordnung. Mystische Ekstase und diabolischer Ritus lagen nahe beieinander. Gilles de Rai, der bei lebendigem Leibe verbrannt wurde, weil er zu viele Kinder gefressen hatte, war ein Waffengefährte der hl. Jeanne d'Arc, der Jungfrau von Orleans. Und der Prager Priester und Universitätsprofessor Jan Hus landete in Konstanz auf dem Scheiterhaufen, weil er eine arme, demütige, im Dienste der einfachen Leute stehende Kirche ohne weltliche Macht gefordert hatte. Die Scheiterhaufen der Gegenwart heißen für kirchliche Dissidenten Berufsverbot, Lehrverbot, Ausschluss aus der Gemeinschaft.

Die Unfähigkeit der damaligen Kirche, eine zeitgemäße Reform an Haupt und Gliedern durchzuführen, was freilich mit einer wesentlichen Machteinbuße verbunden gewesen wäre, führte geradewegs zur Reformation, zur Kirchenspaltung. Hat nicht der Vorarlberger Oberhirte verlauten lassen, die Erneuerung der Kirche werde nicht durch Neustrukturierung bewirkt, sondern durch Heilige?

Ein neues Mittelalter?

Auch heute können wir, wie ich an verschiedenen Beispielen vorzuführen versucht habe, von einer tiefen Krise der großen Einheiten sprechen. Einige sind schon untergegangen, wie die Kolonialkomplexe der europäischen Mächte und zuletzt der UdSSR samt ihrem System an Satellitenstaaten. Was sich heute auf deren ehemaligen Territorium abspielt, ist – strukturell gesehen - Mittelalter. Wollen wir hoffen, dass die Stabilisierung der Verhältnisse nicht so viel Zeit in Anspruch nimmt wie die nach dem Ende des Römischen Reichs.

Die europäischen Nationalstaaten sind in eine veritable Sinn- und Machtkrise gerutscht, die durch den zweiten Irakkrieg besonders augenfällig wurde. Auch das, was man als „Abendländische Kultur“ bezeichnete, ohne so recht zu wissen, was es denn eigentlich sei, ist allenfalls noch in Versatzstücken vorhanden. Der Zustrom und die Aufnahme anderer Zivilisationen und kultureller Äußerungen hat ohne Zweifel bereits das Ausmaß der Spätantike erreicht.

Die europäischen Staaten reagieren auf die veränderte und sich weiter verändernde Situation instinktiv mit der Intensivierung der Integration. Ein wirtschaftlich und sicherheitspolitisch geeinter Kontinent soll ein neues großes, von außen möglichst unabhängiges Friedenssystem bilden. Freilich: Die europäischen Zentralbehörden könnten durchaus jene undankbare Rolle spielen, die Kaiser und Reich im Mittelalter einnahmen: Für fast alles zuständig, im Endeffekt aber machtlos, wenn die Territorialherrschaften ihre Mitwirkung verweigern.

Die Vielgestalt und Wandlungsfähigkeit mittelalterlicher Lebenskreise verhinderte den Aufbau eines Institutionengefüges. Verhaltensmuster traten im Mittelalter den Menschen nicht als selbständige und selbstverständliche Gebilde entgegen, wurden nicht durchgreifend versachlicht und entwickelten nur schwache Organisationen und Apparate; die wirksamsten Institutionen dienten nicht der Entlastung von Bedürfnissen, sondern der Verstärkung von Emotionen gegen Außenseiter. Welche Verhaltensmuster freilich den Vorrang hatten, musste immer wieder in kleinen Gruppen und für kurze Momente durch Konventionen entschieden werden. Infolgedessen wurde das Zusammenleben der Menschen nicht von Selbstverständlichkeiten entlastet. Das Mittelalter war eine mühsame Zeit, in der man sich auch über das Selbstverständliche immer erst verständigen musste und für Verfeinerung, Arbeitsteilung und Fortschritt wenig Zeit behielt.

Unser neues Mittelalter, dessen Schwelle wir vielleicht schon überschritten haben, wird eine Zeit der permanenten Transition, des raschen Übergangs, des raschen Wechsels und damit eine Zeit, die neue Adaptionmethoden verlangt. Wir werden damit leben müssen, dass jener verhältnismäßig sichere, stabile Staat, den wir schätzen gelernt haben, in dieser Form nicht mehr bestehen wird. Er macht in vielen Bereichen - und das ist Mediävalisierung - anderen, verschiedenartig strukturierten Machtträgern Platz, die miteinander in heftige Konkurrenzkämpfe verwickelt sein werden. Das Spektrum reicht von CNN bis zur Mafia, von Microsoft und den immer rascher fusionierenden Großbanken bis zu höchst informellen Gemeinschaften gleicher sexueller Orientierung. Personenverbände, die sich zur Wahrung bestimmter Interessen oft nur kurzfristig und ohne Institutionalisierung zusammenfinden, Koalitionen bilden, werden zunehmend an Bedeutung, an Einfluss gewinnen. Der Staat und seine Organe, seine Vorfeldorganisationen, wie etwa die Gewerkschaften, die Kammern, liefern nur mehr Rückzugsgefechte im Kampf um die örtlichen

Machtstrukturen. Auch in kultureller Hinsicht werden wir für lange Zeit auf eine autochthone Identität verzichten müssen. Das ist zwar in vielerlei Hinsicht spannend, aber zugleich destabilisierend und daher höchst verunsichernd.

Wenn wir uns auf die Logik der Konfliktualität einlassen, wird eine Kultur der laufenden Neuanpassung entstehen. Dieser Prozess wird kein Honiglecken sein, sondern, wie es Umberto Eco so trefflich formulierte, eine immense „Bastelarbeit auf der Kippe zwischen Hoffnung, Nostalgie und Verzweiflung. [...] Niemand wird behaupten, die Aussicht auf ein Neues Mittelalter sei rundum erfreulich. Wie die Chinesen sagten, um jemanden zu verfluchen: 'Möge es dir beschieden sein, in einer interessanten Epoche zu leben.' „

Entscheidend freilich bleibt, wie Menschen miteinander umgehen. Und so gilt es – wie schon im Mittelalter – ein Ziel zu finden, das verbindet: das gemeinsame Einüben von Lebensformen, die der Erinnerung an vergangene, dem Andrang gegenwärtiger und der Furcht vor zukünftigen Wechselfällen einen Grenz- und Wendepunkt setzt.